

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 26 (2000)

Heft: 3

Artikel: Intergenerationeller sozialer Abstieg in Schweizer Akademikerfamilien :
eine Fallanalyse

Autor: Schmeiser, Martin

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-814808>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

INTERGENERATIONELLER SOZIALER ABSTIEG IN SCHWEIZER AKADEMIKERFAMILIEN: EINE FALLANALYSE¹

Martin Schmeiser

Institut für Soziologie, Universität Bern

1. Einleitung

Intergenerationeller sozialer Abstieg war bislang höchstens ein Gegenstand der quantitativ verfahrenen Mobilitätsforschung, die das Thema indirekt streifte, indem sie Zahlenwerte über Abstiegswahrscheinlichkeiten in verschiedenen Herkunftskategorien ermittelte (vgl. zur Entwicklung der Mobilitätsforschung: Ganzeboom et al., 1991; Bornschieer, 1991; Berger, 1996, 161 ff.; Hradil, 1999, 379 ff.). Doch wer nach weitergehender Literatur über intergenerationellen Abstieg sucht und zu diesem Zweck in den wichtigsten soziologischen Zeitschriften der letzten vierzig Jahre recherchiert, der findet neben einem frühen Aufsatz von Wilensky/Edwards (1959) über den Wandel der politischen Einstellungen von intergenerationellen Absteigern lediglich noch eine Erhebung, welche zu belegen sucht, dass die intergenerationelle „Berufsvererbung“ in Scheidungsfamilien im Vergleich zu jenen in intakten Familien abgeschwächt ist (Biblarz/Raftery, 1993). An qualitativen Studien, in denen intergenerationeller Abstieg thematisch ist, existiert lediglich Anselm Strauss' „Contexts of Social Mobility“ (1971). Welche Verlaufsformen des intergenerationellen Abstiegs existieren, wie Abstiege erfahren und erlebt werden, und ob die Abstiege Einstellungen, Werthaltungen und Handlungsorientierungen der Betroffenen verändern, ist „weitgehend unerforscht“ (Hradil, 1999, 397).

Diese Forschungslücke war der Anlass, zusammen mit Studierenden 1998/99 lebensgeschichtliche Interviews mit Absteigern und Absteigerinnen aus Akademikerfamilien durchzuführen. Zielsetzung des Untersuchungsvorhabens ist, zu ermitteln, welche Verlaufsformen des Abstiegs überhaupt vorkommen, und welche Konsequenzen ein Abstieg für die Betroffenen zeitigt. Ich werde

1 Der hier Robert L. genannten Person danke ich für die Bereitschaft, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, und Corinne Maurer dafür, dass sie den Kontakt vermittelt und zusammen mit mir das Interview geführt hat. Anregungen und Kritik verdanke ich Thomas Eberle, Monika Mandt, Peter-Joseph Schallberger und Andreas Wernet. Mein besonderer Dank gilt Claudia Honegger, die es mir ermöglicht hat, dieses Forschungsvorhaben zu verwirklichen.

zunächst klären, welches Ausmass die intergenerationelle Abstiegsmobilität in der Schweiz überhaupt hat (2.), und danach erläutern, warum Nachkommen aus Akademikerfamilien für die Analyse von Abstiegsprozessen ausgewählt wurden (3.). Im Anschluss daran folgt eine nähere Beschreibung des Forschungsvorhabens (4.1). Nach einer Fallpräsentation (4.2) wird die Verlaufsform des möglichst lange hinausgezögerten, abrupt erfolgenden Abstiegs zunächst idealtypisch konstruiert und dann am vorgestellten klassischen Grenzfall erläutert (4.3).

2. Das Ausmass der intergenerationellen Abstiegsmobilität in der Schweiz

Wer etwas über intergenerationellen sozialen Abstieg in Erfahrung bringen will, kann auf quantitative Untersuchungen sozialer Auf- und Abstiege zurückgreifen, in denen die Berufspositionen der Elterngeneration mit den von der Kindergeneration erreichten Berufsstellungen verglichen werden. Um eine anschauliche Vorstellung über das Ausmass des intergenerationellen sozialen Abstiegs zu erhalten, bieten sich Mobilitätstabellen an, die die Berufspositionen der Eltern- und der Kindergeneration in einem bestimmten Lebensalter erfassen, wobei in der Regel die erlangte Berufsposition im Alter von jeweils 25 und 45 Jahren ermittelt wird. Nach einer neueren, 1991 durchgeführten Repräsentativuntersuchung der Schweizer Bevölkerung ist die Abstiegsmobilität nicht unerheblich.

In der von Levy et al. (1997a) durchgeführten Untersuchung zur sozialen Schichtung in der Schweiz ist die unten abgedruckte Tabelle zur intergenerationellen Mobilität die aussagekräftigste, weil die erlangte Berufsposition im Alter von 45 Jahren erfasst wird. Da gerade in den akademischen Qualifikationskarrieren die Erlangung einer Vollposition lebensgeschichtlich erst spät erfolgt, ist somit sichergestellt, kein verzerrtes Bild über intergenerationelle Mobilitätsprozesse zu erlangen. Von Nachteil ist bei diesem Messzeitpunkt, dass damit die ursprünglich 2'030 Personen zählende Stichprobe auf eine Teilauswahl von 485 Personen schrumpft, wobei gerade die akademisch bestimmten oberen sozio-professionellen Herkunftsgruppen zahlenmässig sehr schwach besetzt sind.

Die Mobilitätstabelle (Tabelle 1) erfasst bei der Elterngeneration die sozio-professionelle Kategorie des „Haushaltsvorstands“. Der Einfachheit halber wird im folgenden von einer herkömmlichen Erfassung des Vaterberufs ausgegangen, da die Kriterien zur Bestimmung der Referenzperson des Haushaltsvor-

stands so zugeschnitten waren (vgl. Joye/Schuler/Meier, 1996, 56), dass bei mehr als drei Viertel der Fälle die Väterberufe erfasst wurden.

Tabelle 1
Intergenerationelle soziale Mobilität: Sozio-professionelle
Kategorie der Eltern- und Kindergeneration im Alter von jeweils 45 Jahren

Elterngenerat.	Kindergenerat.							Total (N)
	oberstes Manag./freie Berufe	akad. Berufe/oberes Kader	andere Selbstständige	intermediäre Berufe	qualif. Angestellte	qualif. Arbeiter	Unqualifizierte	
o. Man. freie Berufe	17.4 =	42.9 =	0.0 -	22.6 -	0.0 -	17.2 -	0.0 -	100.0 (14)
akad. Berufe/ Kader	5.5 +	50.6 =	0.0 -	24.7 -	15.1 -	4.0 -	0.0 -	100.0 (25)
andere Selbstständ.	1.1 +	10.1 +	26.2 =	20.6 =	11.9 -	11.0 -	19.1 -	100.0 (158)
intermed. Berufe	0.0 +	19.9 +	9.9 +	42.7 =	23.0 -	2.2 -	2.2 -	100.0 (45)
qualifizierte Angest.	0.6 +	5.3 +	6.7 +	26.7 +	24.4 =	20.8 =	15.4 -	100.0 (37)
qualifizierte Arbeit.	0.5 +	9.0 +	11.2 +	18.1 +	28.8 =	15.8 =	16.6 -	100.0 (52)
Unqualifizierte	1.9 +	3.6 +	9.5 +	12.1 +	35.4 +	6.6 +	31.0 =	100.0 (154)
Total	1.8	13.5	15.4	22.6	19.7	10.7	16.2	100.0 (485)

Erläuterung: Zusätzlich zur Angabe der Prozentwerte wird gleichzeitig eine Einstufung nach Aufstieg (+), Statusreproduktion (=) und Abstieg (-) vorgenommen. Welche Berufspositionen im einzelnen jeweils durch die sozio-professionellen Kategorien erfasst werden, lässt sich der Kategorienbeschreibung von Joye/Schuler/Meier (1996, 68–84) entnehmen. Die Daten stammen aus Levy/Joye/Guye/Kaufmann (1997a, 253).

Wird die vorgenommene Einordnung nach Aufstieg (+), Statusreproduktion (=) und Abstieg (-) übernommen, ergibt die Gesamtschau, dass die Statusreproduktionsquote der einzelnen Kategorien meistens um die 50 Prozent herum liegt. Hinsichtlich der anderen Hälfte der statusmobilen Personen fällt zum einen auf, dass sich die Aufstiegsquoten von unten nach oben verringern. Zum anderen wird sichtbar, dass die Abstiegsquoten in den oberen Herkunftsgruppen am grössten und in den unteren Statusgruppen am kleinsten sind. Vereinfacht gesagt können die Nachkommen eines unqualifizierten Arbeiters nur noch „aufsteigen“, auch wenn sie nicht weit kommen. Dagegen sind die Nachkommen aus den hierarchisch übergeordneten Herkunftskategorien zunehmend mit einem möglichen sozialen Abstieg konfrontiert.

Liegt die Abstiegswahrscheinlichkeit für Nachkommen von „unqualifizierten Arbeitern“ und „qualifizierten Angestellten“ bei jeweils etwa 15 Prozent, so steigt sie bei den Söhnen und Töchtern der Kategorie „intermediäre Berufe“ auf fast 30 Prozent an, um dann schliesslich bei den Nachkommen der obersten drei Gruppen einen Höchstwert zu erreichen:

Dies betrifft die erste Zeile der Tabelle (1), welche die Prozentwerte für die Söhne und Töchter erfasst, deren Eltern im „obersten Management“ und den „freien Berufen“ tätig sind. Damit liegt eine aus der Oberschicht und der oberen Mittelschicht gebildete Mischkategorie vor, denn zu den erfassten Väterberufen gehören zum einen Unternehmer mit mindestens 26 Beschäftigten, Direktoren, Bundesräte, Regierungsräte und Stadtpräsidenten, und zum anderen selbständig tätige Architekten, Anwälte, Ingenieure und Ärzte. Die Kategorienbildung zählt die politische Führungselite und herausragende und seltene Berufspositionen mit, für die kein reguläres Angebot an Stellen und neu entstehenden Vakanzen vorliegt. Die Rekrutierung erfolgt also aus einem grossen Pool von im Wirtschaftsleben oder den konventionellen akademischen Betätigungsfeldern bewährten „Persönlichkeiten“. Deshalb sollte die Bestimmung von sozialem Abstieg in dieser Zeile vorsichtig gehandhabt werden. So wie es überzogen wäre, den „nur“ Rechtsanwalt gewordenen Sohn eines Professors als Absteiger zu qualifizieren, wird für diese Mischkategorie deshalb davon ausgegangen, dass auch das Einmünden in die Sparte „akademische Berufe und oberes Kader“ noch eine intergenerationelle Statusreproduktion darstellt. Damit ergibt sich, dass 60 Prozent der Nachkommen des „obersten Management“ und der „freien Berufe“ den Herkunftsstatus halten konnten, während 40 Prozent in die Kategorien „intermediäre Berufe“ oder „qualifizierte Arbeiter und Angestellte“ abgestiegen sind.

Die zweite Zeile „akademische Berufe und oberes Kader“ erfasst die Nachkommen der in den grossen Schweizer Industrien angestellten Ingenieure, der Lehrer mit Hochschulabschluss und derjenigen Angestellten mit Entscheidungs-

befugnissen und Fachwissen, die in einem Unternehmen neben dem Unternehmensleiter in leitender Funktion tätig sind. Es fällt erneut auf, dass nur etwas mehr als die Hälfte der Söhne und Töchter den Herkunftsstatus halten oder verbessern konnte, während über 40 Prozent abgestiegen sind.

Dieselbe Abstiegsquote ergibt sich auch für die dritte Zeile der Söhne und Töchter von „anderen Selbständigen“ (Nachkommen von Landwirten, Handwerkern, selbständige Geschäftsinhaber, Kaufleute und selbständige Künstler).

Eingedenk der Tatsache, dass die Zellenbesetzung in den ersten zwei Zeilen problematisch ist, scheint also für die oberen sozio-professionellen Kategorien eine nicht unerhebliche, bei etwa 40 Prozent liegende Abstiegs-wahrscheinlichkeit vorzuliegen. Andere Untersuchungen kommen sogar zu höheren Abstiegsquoten. Da hier jedoch die erlangte Berufsposition der Nachkommengeneration vor dem 45. Lebensjahr gemessen wird, ist dieses Resultat nicht weiter verwunderlich, da unabgeschlossene Karriereverläufe erfasst werden. Ein Rückblick auf eine weiter zurückliegende Schweizer Untersuchung und ein Seitenblick auf eine Untersuchung in Deutschland soll dies kurz verdeutlichen: Girod befragte 1970 Frauen und Männer der Geburtsjahrgänge 1942/43 im Kanton Genf nach dem erreichten Status zum Untersuchungszeitpunkt (27. und 28. Lebensjahr); für die Nachkommen von Vätern in der höchsten Kategorie „Cadres et dirigeants“ (N = 87) ergibt sich hier, dass 48 Prozent wieder in dieselbe Kategorie gelangten, während 52 Prozent in die Kategorien Handwerker, Kaufleute, Angestellte und Arbeiter abgestiegen waren (vgl. Girod, 1977, 80).² In seiner Auswertung der deutschen Mikrozensus-Zusatzerhebung von 1971 von zum Zeitpunkt der Befragung 31 bis 40 Jahre alten Söhnen (Geburtsjahrgänge 1931 bis 1940) hat Mayer darauf hingewiesen, dass „fast die Hälfte der Kinder aus der oberen Mittelschicht mit einem beruflichen und sozialen Abstieg rechnen müssen“ (1977, 192).

2 Aussagen über Veränderungen der Abstiegsmobilität im Zeitablauf lassen sich mit den vorgestellten Daten von Levy und Girod nicht machen. Beide Angaben beziehen sich auf in den 1940er Jahren geborene Personen. Zudem untersuchte Girod nur Personen aus dem Kanton Genf, während Levy eine Repräsentativuntersuchung der Schweizer Bevölkerung unternahm. Die andernorts unternommenen Versuche von Levy, Werte für einzelne Kohorten herauszurechnen, ergeben keine nennenswerten Schwankungen, die auf eine Zu- oder Abnahme der Abstiegsmobilität schliessen lassen (vgl. Levy/Joye/Kaufmann 1997b, 478 ff.).

3. Das Reproduktionsdilemma von Akademikerfamilien

Von den 20 geführten lebensgeschichtlichen Interviews des Forschungsvorhabens stammen drei Viertel von Personen aus Akademikerfamilien (näheres dazu unter 4.1). Wie lässt sich nun näher bestimmen, was theoretisch überhaupt der Fall ist, mit dem man sich beschäftigt?

Geht man davon aus, dass heute die Möglichkeit eines Stuserhalts in allen Sozialschichten vom Urteil der Bildungsinstitutionen abhängig ist, da im Gegensatz zu agrarischen Gesellschaften heute nahezu die gesamte Schulung für das Leben ausser Haus geschieht und primär von staatlichen Institutionen geleistet wird,³ so muss die Möglichkeit des Stuserhalts in akademischen Schichten ambivalent eingeschätzt werden. Einerseits lässt sich zwar ganz im herkömmlichen Sinne argumentieren, dass eine Sozialgruppe betrachtet wird, die schon immer von der Selektionsmacht der Bildungs- und Ausbildungsinstitutionen abhängig war, und die von daher entsprechende familiäre Strategien entwickeln konnte, die schulische Plazierungsmacht abzuschwächen. Gerade bildungsbürgerliche Familien sind also in der Lage, ihren Söhnen und Töchtern in der Primärsozialisation eine entsprechende Bildungsvertrautheit zu vermitteln, so dass diese beim Besuch weiterführender Bildungseinrichtungen im Vergleich zu anderen Gruppen in der Regel grössere „Profite“ erzielen können (diese Perspektive hat Bourdieu am pointiertesten ausformuliert; vgl.: Ders., 1964, 1973, 1979, 1983). Andererseits sollte man dieses Privilegienparadigma jedoch nicht überstrapazieren, da gerade die Nachkommen aus Akademikerfamilien im Vergleich zu Nachkommen anderer Sozialgruppen im Falle eines angestrebten Stuserhalts der Selektionsmacht der Bildungs- und Ausbildungsinstitutionen am längsten ausgesetzt sind. Statusreproduktion setzt demnach hier das Meistern einer langwierigen Ausbildungsprozedur voraus, wobei sich das Erlangen der Selbständigkeit in den anspruchsvollsten akade-

3 Skizzen des sozialhistorischen Wandels der Strukturen der Statuszuweisung und des parallelen Wandels der familialen Reproduktionsstrategien finden sich bei Schultheis 1993, 422 ff., Singly 1994 und Bourdieu et al. 1973. Im folgenden gehe ich davon aus, dass die Familien ein Interesse am Stuserhalt und der Statusverbesserung ihrer Söhne und Töchter haben. Man könnte diese Annahme mit dem Hinweis problematisieren, dass Eltern seit 1968 ihre Kinder dahingehend erziehen, dass sie in ihrem Leben glücklich werden sollen. Die Studie von Ehrenreich weist darauf hin, dass die „antiautoritäre Erziehung nicht der totale Verrat an den Werten der Mittelklasse“ ist, als der er den Kritikern erscheint (1989, 90 f.). Eine ähnlich skeptische Einschätzung des Erziehungskonzeptes der „Selbstverwirklichung“ hat Singly (1994, 41 ff.) vorgelegt. In dem mir zur Verfügung stehenden Fallmaterial ist es bei mehr als drei Viertel der Fälle so, dass das Nichterreichen einer statusaffinen Berufsposition als schmerzlich erfahren wird und die GesprächspartnerInnen entsprechend verletzlich wirken, wenn dieses Thema aufkommt. Ganz zu schweigen davon, dass nicht wenige Gespräche erst gar nicht zustande kamen, da die GesprächspartnerInnen kurz zuvor emotional bewegt mit der Begründung abgesagt hatten, sie wollten „nicht darüber reden.“

mischen Berufen bis in die Lebensmitte hinziehen kann: Nach einer im 19. oder 20. Lebensjahr erlangten Matura schliesst sich für einen angehenden Mediziner beispielsweise ein mindestens sechsjähriges Studium an, nach erfolgreicher Abschlussprüfung immer noch eine mindestens sechsjährige, oft aber neunjährige Assistenzzeit in Kliniken und Spitälern, bis die Selbständigkeit in der eigenen Praxis mit etwa 35 Jahren erreicht werden kann. Die Studiengänge in der Mathematik und den Naturwissenschaften, der Psychologie und Sozialarbeit sind effektiv auf 10 bis 12 Semester angelegt; zwischen Studienabschluss und beruflicher Etablierung liegt auch hier noch ein beträchtlicher Zeitraum, so dass die berufliche Vollposition nicht vor dem 30. Lebensjahr erreicht wird. Auch bei einem angehenden Rechtsanwalt erfolgt die Etablierung kaum vor dem 30. Lebensjahr. Zieht man noch den Fall der um die Lebensmitte erfolgenden Berufung zum Hochschullehrer mit in die Betrachtung ein, dann wird deutlich, dass eine akademische Statusreproduktion die Bereitschaft voraussetzt, sich nach einer im Alter von sieben Jahren erfolgten Einschulung für die Dauer von 20 bis 30 Lebensjahren in Bildungs- und Ausbildungskontexten zu bewähren.

Unabhängig davon, ob der durch wöchentliche Klassenarbeiten und alljährliche Versetzungsfragen bestimmte Schulalltag betrachtet wird, oder der durch Bewältigung eines grossen Stoffpensums und einige Zwischenprüfungen gekennzeichnete Studienalltag, oder schliesslich die eigentlichen „Lehrlings- und Gesellenjahre“ künftiger Akademiker mit ihrer spannungsvollen Gleichzeitigkeit von Erwachsenenstatus und noch vorenthaltener beruflicher Vollmitgliedschaft – in allen drei Phasen liegt es nahe, den intergenerationellen Stuserhalt von Akademikernachkommen als voraussetzungsvoll zu begreifen. Das Ausbildungsprozedere ist entsprechend leistungsintensiv ausgestaltet, und der Weg zur akademischen Existenz erfordert entsprechende Eigeninitiative und Motivation, ein nicht unbeträchtliches Mass an Selbstdisziplin sowie die immer wieder demonstrierte Fähigkeit zum Gratifikationsaufschub (vgl. dazu Ehrenreich, 1989, 84).

Für Akademikerfamilien ist demnach ein Reproduktionsdilemma charakteristisch: Zwar sind gerade Söhne und Töchter aus akademischen Herkunftsfamilien wie keine andere Gruppe dazu in der Lage, aufgrund eines schon früh und unmerklich vonstatten gehenden Vertrautwerdens mit Bildung im Kreis der Familie die Verfolgung einer sehr voraussetzungsvollen Qualifikationskarriere als „selbstverständlich“ zu erfahren. Sie haben zudem bei der Verfolgung einer anspruchsvollen Bildungs- und Berufskarriere den unwägbaren Vorteil, leichter die Anerkennung von ihresgleichen zu erlangen oder auf Empfehlungen und Beziehungen zurückgreifen zu können. Und nicht zuletzt sind gerade die Eltern dieser Herkunftsgruppen fähig, ihren Kindern ein Studium oder eine längere Ausbildung zu finanzieren. Gleichzeitig gilt jedoch auch,

dass dieser „Gelassenheit“ in Fragen einer möglichen späteren Situierung die nüchterne, statistisch belegte Tatsache entgegensteht, dass sie am meisten zu verlieren haben. Mit den Nachkommen von Akademikerfamilien liegt demnach ein exemplarischer Fall vor, da gerade in dieser Gruppe intergenerationeller Abstieg prägnant in Erscheinung tritt. Zudem deutet das Reproduktionsdilemma von Akademikerfamilien darauf hin, dass im Fallmaterial Probleme der Bewährung in schulischen Kontexten eine Rolle spielen werden, was die soziologische Fallanalyse hinsichtlich der Zurechnungsproblematik dynamisiert (vgl. 5).

4. Der möglichst lange hinausgezögerte Abstieg: Klassischer Grenzfall und Typus

4.1 Das Untersuchungsvorhaben

Um an Interviewpartner zu gelangen, schied eine Zeitungsannonce mit der Überschrift „Absteiger gesucht“ aus. Es bot sich an, nach entsprechenden Personen aus dem ehemaligen und entfernteren Bekanntenkreis der Studierenden zu suchen, respektive war das Forschungsprojekt auf die Gewinnung von möglichen GesprächspartnerInnen durch „Hörensagen“ angewiesen. Dieses Angewiesensein auf die Vermittlung von InterviewpartnerInnen durch Hörensagen gestaltete die Erhebung des Fallmaterials entsprechend schwierig, und es setzte die Bereitschaft voraus, auch Interviews zu führen, die sich nachher als nicht brauchbar erwiesen. So wurden 1998/99 30 lebensgeschichtliche Interviews durchgeführt, von denen es sich bei 20 um Interviews mit Absteigerinnen und Absteiger handelte.

Bei der Durchführung der Gespräche wurde das Thema sozialer Abstieg im Interviewverlauf nur dann zur Sprache gebracht, wenn die interviewte Person selbst davon sprach – entsprechend vorsichtig war auch die Kontaktaufnahme zuvor angebahnt worden. Thematisch war in der Eingangsfrage lediglich, dass die betroffene Person einen anderen Beruf als die Eltern ergriffen habe, und wir uns dafür interessieren, wie es dazu gekommen sei. Danach wurde die Person gebeten, ihre Lebensgeschichte im Rahmen eines offenen Interviews frei, ohne Fragen und Unterbrechungen seitens der Interviewer zu erzählen. Rückfragen wurden nach Abschluss der Rahmenerzählung gestellt.

Das Geschlechterverhältnis ist bei den 20 Interviews fast ausgewogen (9 Männer, 11 Frauen). Entlang der Generationenzugehörigkeit ist die Verteilung in etwa gedrittelt: Sechs Personen wurden 1959 oder früher geboren und waren zum Befragungszeitpunkt 41 Jahre oder älter. Ebenfalls sechs Personen kamen in den 1960er Jahren auf die Welt, d. h. sie sind zwischen 31 und 40 Jahre alt. 30 Jahre alt oder jünger sind acht in den 1970er Jahren geborene Personen.

Gemessen am Vaterberuf stammt der überwiegende Teil der Interviewten aus einer akademischen Herkunftskategorie (15 Fälle), wobei Söhne und Töchter aus Arztfamilien überwiegen (8 Fälle). Interviews mit Nachkommen aus der Oberschicht konnten nur wenige realisiert werden, nämlich mit der Tochter eines Versicherungsdirektors und der Tochter eines aus dem Landadel stammenden Juristen. Zur Illustration der Abstiegsproblematik in der traditionellen Kategorie der „anderen Selbstständigen“ wurden drei Gespräche geführt (Maler, Installateur und Restaurantbesitzer). Die hohe Zahl von Interviews mit Söhnen und Töchtern aus Arztfamilien ergab sich im Laufe der im übrigen nicht immer einfachen Suche nach InterviewpartnerInnen ungeplant.

Da im folgenden der Fall eines Arztsohnes diskutiert werden soll und bei den acht Interviews mit Töchtern und Söhnen aus Medizinerfamilien immer auch nach den Lebensläufen der Geschwister gefragt wurde, bietet es sich an, kurz darzustellen, welche Berufe die insgesamt 29 Nachkommen dieser Familien ergriffen haben: Unter ihnen sind zwei Ärztinnen und drei Ärzte, zwei Volkswirtschaftler und ein Betriebswirtschaftler, ein Architekt, eine Historikerin und ein Historiker (beide Gymnasiallehrer). Die Statusreproduktionsquote liegt damit nach der vorgeschlagenen Definition bei knapp 40 Prozent. Die restlichen 60 Prozent fallen nach und nach aus dem Herkunftsmilieu heraus: Knapp 30 Prozent erlangten einen anderweitigen Selbstständigkeitsstatus (ein Landwirt und eine Bäuerin, ein Mechaniker mit eigenem Betrieb und ein Immobilienmakler) oder absolvierten zumindest eine von einer Lehre unterschiedene, spezielle Berufsausbildung: eine Primarschullehrerin, zwei Physiotherapeutinnen und ein Ergotherapeut (alle im Angestelltenverhältnis). Etwas mehr als 30 Prozent sind jedoch stark abgestiegen: Eine Krankenschwester, eine angestellte Drogistin, eine Verkäuferin, zwei kaufmännische Angestellte, eine Stewardess, ein angestellter Elektromechaniker sowie drei Töchter in eher unbestimmten Statuslagen: eine in die Vereinigten Staaten ausgewanderte Buddhistin, eine auf das Einkommen ihres Mannes angewiesene Künstlerin und eine Philosophiestudentin im 20. Semester.

Diese Auflistung bestätigt, dass auch für Arztfamilien von einer nicht unerheblichen Abstiegsquote ausgegangen werden kann. Die vorgenommene Differenzierung zwischen schwachen und starken Abstiegen zeigt sogar, dass etwas mehr als 30 Prozent keine Kompensationsmöglichkeiten hatten, entweder einen nichtakademischen Selbstständigkeitsstatus zu erreichen oder in jenes Zwischenfeld halbakademischer Berufe zu gelangen, die zwar kein Hochschulstudium erfordern, aber auch nicht einem traditionellen Lehrberuf entsprechen. Bourdieu würde hier von in den letzten Jahren neu entstandenen, „halbbürgerlichen Stellungen“ sprechen, die den „missratenen Erben“ eine Deklassierung ersparen (1979, 253). Da bei der Statusreproduktion die Söhne über-

wiegen (8 Männer : 3 Frauen), und da vom starken Abstieg primär die Töchter betroffen sind (3 Männer : 7 Frauen), entsteht der Eindruck, dass die Sieger und Verlierer in der Konkurrenz um die Statusnachfolge immer schon fest standen. Es sieht zumindest so aus, als ob in Akademikerfamilien eine Art „Anerbenrecht“ auf Bildung für die männlichen Nachkommen existiert.

Von den interviewten zwanzig Personen berichten die meisten (16 Fälle) von Schulschwierigkeiten, die von mehrmals Sitzenbleiben, ständigem „Promotion gefährdet“, bis hin zu erheblichen Schwächen in naturwissenschaftlich-mathematischen oder anderen Kernfächern reichen. Der vorzustellende Fall hatte sich ebenfalls mit Schulproblemen auseinanderzusetzen.

Zudem lassen sich im vorliegenden Fallmaterial zwei Typen unterscheiden: Zum einen die sogenannten „Aussteiger“, bei denen Komplikationen in der Schule oder der Familie zu einer Auflehnung gegen das „Elternhaus“, „die Schule“, „das Militär“, „den Staat“ oder „die Gesellschaft“ führen, und die dann frühzeitig aus einer akademischen Normalbiographie (mit Matura und/oder Studium) ausscheren, um z. B. eine Lehre als Landwirt machen. Hier liegen Lebensgeschichten vor, die im günstigen Fall zu einer lebensgeschichtlichen Stabilisierung mit guter Prognose führen. Zum anderen der Typus des aus akademischem Elternhaus stammenden Nachkommen mit schlechten schulischen Fähigkeiten. Er versucht dennoch eine akademische Normalbiographie zu verwirklichen, wird jedoch immer wieder zu Schritten zurück gezwungen, so dass schliesslich die Verlaufsform des „möglichst lange hinausgezögerten, schlussendlich jedoch abrupten Abstiegs“ resultiert. Hier liegen Lebensläufe mit schlechter Prognose vor. Im folgenden konzentriere ich mich auf einen „klassischen Grenzfall“ dieser Verlaufsform.

Im folgenden werden „reine Typen“ lediglich „als für die Analyse besonders wertvolle und unentbehrliche Grenzfälle (...) [betrachtet], zwischen welchen sich die fast stets in Mischformen auftretende historische Realität bewegt“ (Weber, 1922, 578). Es geht darum, sich im vorliegenden Material auf die Fälle zu konzentrieren, die einzelne Zusammenhänge isoliert und möglichst rein zur Anschauung bringen. Der nachfolgend vorgestellte Fall stellt einen solchen, von Karl Jaspers einmal so genannten „klassischen Grenzfall“ (1913, 362 f.) dar, worunter jene in der Wirklichkeit selten vorkommenden Fälle zu verstehen sind, in denen ein Typus in maximaler Annäherung und als nahezu reine Gestalt erscheint. In den übrigen Fällen kommt der Typus nicht so allseitig oder lediglich bruchstückhaft zur Erscheinung, da deren Lebensverläufe durch andere, bei der Typenkonstruktion nicht berücksichtigte Zusammenhänge bestimmt werden. In der Theorie, so könnte man mit Weber auch sagen, „operiert man zweckmässig mit extremen Beispielen“ (1922, 196). Eine Typenbildung, die unter Heranziehung klassischer Grenzfälle erfolgt, verfährt nach dieser Maxime.

Der nachfolgende Typus ist nicht als „Durchschnitt“ sämtlicher beobachteter Einzelfälle gebildet, er wurde gewonnen „durch Zusammenschluss einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger vorhandenen Einzelercheinungen“ (Weber, 1904, 191), was die hier aus Darstellungs- und Platzgründen vorgenommene Konzentration auf den „klassischen Grenzfall“ eher verdeckt. Im folgenden wird nach der Darstellung der biographischen Anamnese zunächst der Typus konstruiert, sodann werden Entsprechungen zwischen Typus und Fall aufgewiesen.⁴

4.2 *Biographische Anamnese von Robert L.*

Von den transkribierten, in der Regel zwischen eineinhalb und drei Stunden dauernden Interviews, wurden zunächst ausführliche biographische Anamnesen angefertigt. Diese folgen strikt dem Prinzip der chronologischen Reorganisation des Mitgeteilten. Während das lebensgeschichtliche Erzählen zahlreiche Möglichkeiten kennt, vom chronologischen Darstellungsprinzip abzuweichen, wird eine möglichst chronologische Wiedergabe des Lebensverlaufs angestrebt. Wert gelegt wird zudem auf eine vollständige Darstellung aller geäußerten Absichten und Ambitionen sowie der getroffenen Entscheidungen. Eine Anamnese ist prinzipiell in der Sprache des Falles gehalten, d. h. es werden die Worte verwendet, die der Fall selbst benutzt. In der Regel haben diese Anamnesen einen Umfang von acht bis sechzehn Seiten. Da hier nur wenig Raum verfügbar ist, muss ich mich auf eine stark komprimierte Fassung der Lebensgeschichte des Falles beschränken.

[Fall Nr. 4] Robert L. kommt 1968 in einer Kleinstadt des Kantons Bern auf die Welt. Bei seiner Geburt ist der Vater „schon 48 oder 47“, die Mutter 38 Jahre alt. Der aus einer Lehrerfamilie stammende Vater ist Chefarzt in der Chirurgie eines Spitals. Die Mutter, eine ausgebildete Krankenschwester, ist die Tochter des Direktors einer Stofffärberei. Robert L. hat vier Brüder, die zwischen sechs und zehn Jahre älter sind als er. Der älteste Bruder ist jetzt als Arzt tätig, der zweitälteste Bruder ist Volkswirtschaftler und arbeitet in einer Organisation der Entwicklungshilfe, der dritte Bruder ist in einem Spital als Arzt angestellt, und der vierte Bruder arbeitet als Architekt in einem Gemeinschaftsbüro.

2 Robert L. besucht zunächst die Primar- und die Sekundarschule. Dann wechselte er auf das Wirtschaftsgymnasium der Heimatstadt.

⁴ Aus Raumgründen kann hier nicht auf die übrigen Fälle eingegangen werden. Es ginge dann ganz im Weberschen Verständnis des Idealtypus als Differenzmass darum, „in jedem einzelnen Falle festzustellen, wie nahe oder wie ferne“ (1904, 191) die jeweils zusätzlich erwähnten Fälle dem Idealtypus sind.

„Handwerklich (ist er) nicht furchtbar begabt“, das Gymnasium ist ihm eigentlich auch „nahegelegen, die ganze Familie, die klassische akademische Karriere.“ Bis zur Sekunda langt es „zu vertuschen, zu verdecken“, dann muss er die Klasse wiederholen. 1988, mit 20 Jahren, erlangt er die Matura mit „65 Punkten“, er hat „etwa acht oder neun ungenügend“ im Abschlusszeugnis.

3 Der Vater ist nicht einverstanden mit der Haltung, wie seine Kinder, insbesondere aber Robert, das Gymnasium absolvieren. Wenn man das „Privileg“ hat, ein Gymnasium zu besuchen, dann „muss es eine Berufung sein, nicht halbe Sachen.“ Sein häufigster Kommentar bei schlechten Noten ist: „Ja, das ist einfach, das ist nichts. Du willst ja gar nicht, du gibst dir ja keine Mühe.“ Ist der Vater „verschlossen“ und „negativ“ denkend, so ist die Mutter die „offene“ in der Familie. Bei ihr ist „grundsätzlich (alles gut), wenn es sich bewegt.“ Über Probleme wird in der Familie „schlicht nicht geredet.“ Sind die Zeugnisse unterschrieben und die „Katastrophen durch“, dann ist „es gegessen gewesen. (...) Wenn es fertig ist, dann ist es fertig, und dann wird weitergeschaut.“ Für den Vater sind die schulischen Leistungen von L. „wahrscheinlich eine Charakterschwäche gewesen.“ „Irgendwann“ habe man „aufgehört“, über die Probleme zu reden, „weil [der Vater] zu müde gewesen ist vielleicht, oder ich bin froh gewesen, wenn ich heimgekommen bin und nicht mehr reden musste.“

4 Nach dem Abitur ist eigentlich „klar, jetzt kommt das Studium, aber was?“ L. geht zunächst eineinhalb Monate in die Ferien, arbeitet dann drei Monate bei einem Elektriker als Hilfsmonteur und verpasst die Anmeldefrist für die Universität. Danach folgen vier Monate Rekrutenschule und die erneute Tätigkeit als Hilfsmonteur, die er jedoch schliesslich aufgibt. Als er im Juli 1989 mit 21 Jahren diesen Job aufgibt, ist die zweite Immatrikulationsfrist überschritten. Er weiss „immer noch nicht, in welche Richtung das geht.“ Schliesslich hat er „Glück“, da ihm einer seiner Brüder eine Aupair-Stelle in den Vereinigten Staaten vermittelt. Robert L. arbeitet ein halbes Jahr als Aupair bei einem Ärztteehepaar, ein weiteres halbes Jahr unternimmt er Reisen in den U.S.A.

5 Mitte 1990 (22. Lj.) kehrt er in die Schweiz zurück und schreibt sich an der Universität X. für Betriebswirtschaft ein. Einen anderen Studienort erwägt er zwar, doch hat es ihm dort „zu viele“ Klassenkameraden. Bald merkt er, dass er bei den 20 Stunden Regelpensum „noch 40 investieren (müsste), um die Löcher zu stopfen.“ Eine Änderung der Situation erwägt er jedoch nicht. L. geht die Veranstaltungen noch besuchen, „zum Teil aus Interesse, zum Teil aus schlechtem Gewissen“: „Wenn

man am Wochenende heimgeht, muss man den Leuten irgendwas erzählen.“ Beziehungen zu anderen Kommilitonen besitzt er keine, da habe er „eben wahnsinnig Mühe gehabt.“ Im Umgang mit anderen Personen verhält er sich „sehr diskret.“ L. flunkert „allen“ etwas vor, „ausser fremden Leuten.“ 1995, nach fünf Jahren Studium und im Alter von 27 Jahren, hat er kein Geld mehr, die Miete ist nicht bezahlt, und er ist zwangsexmatrikuliert. Weder eine Prüfung hat L. abgelegt, noch hat er anderweitige Leistungsnachweise erbracht. Die Eltern erfahren davon über einen Brief der Versicherung.

6 Robert L. bleibt noch eineinhalb Jahre am Universitätsort und arbeitet in Hilfsjobs. Eine für die Dauer von 12 Monaten anberaumte Psychotherapie bricht er nach drei Monaten ab, denn „es bringt schlicht nichts, es kostet nur Geld.“ Er fängt an „mehr zu trinken“, er „braucht“ Alkohol. Als es „gar nicht mehr geht“, ist „man wieder heimgegangen und hat gesagt, es ist wieder vorbei.“ Er kommt schliesslich für drei Monate auf Entzug in eine Psychiatrische Klinik.

7 Nach Abschluss der Behandlung Anfang 1997 (29. Lebensjahr), wird die Wohnung am Studienort aufgelöst und Robert L. wohnt wieder bei den Eltern. Er verdient bei Bekannten Geld. Nach Anfragen bei Fernsehanstalten, ob er Kameramann werden könne, sagen alle zu ihm: „Für das musst du eine Photographenlehre haben.“ Die daraufhin abgeschickten „achtzig Bewerbungen“ auf eine Lehrstelle bleiben jedoch erfolglos, da er als „zu alt“ befunden wird. Im Herbst 1997 besucht L. die Regionale Arbeitsvermittlung und er lässt sich nach einem Eignungstest dahingehend beraten, eine einjährige Handelsschule zu machen.

8 Ein Jahr später, im August 1998 (30. Lj.), fängt er die KV-Ausbildung an. Zum Zeitpunkt des Interviews hat er fünf Monate Schule absolviert. Nebenher arbeitet er noch in einer Bar, was er „sehr, sehr gerne“ macht. Das ist auch sein „Traum“: einmal in einem „Gastrobetrieb“ mitzuarbeiten. Er kann sich auch vorstellen „auszuwandern“, denn er ist „nicht der Typ, der alle paar Wochen das Gefühl hat, ich muss jemanden hören oder sehen.“ L. gibt noch an, dass er zwar Freundinnen gehabt habe, „aber kurz“; er muss sagen, er hat „Mühe mit dem.“

4.3 Typus und Falldiskussion

a) „Cross pressure“ von hohem Herkunftsstatus und geringer Befähigung: Das So-tun-als-ob-Syndrom

Als Parsons das Problem erörterte, welche Schüler sich nach der Grundschule für einen weiterführenden Schulbesuch entscheiden, gelangte er mit Hilfe einer Kreuztabellierung zur Unterscheidung von vier möglichen Ausgangskonstellationen: Die ersten beiden Fälle waren für ihn eindeutig, nämlich jener der Kinder mit hohem Herkunftsstatus und hoher Befähigung, die ein Universitätsstudium anstreben, und der Fall der Schüler mit niedrigem Herkunftsstatus und geringer Befähigung, die wahrscheinlich keine weiterführende Schule besuchen werden. Von „erheblicher Bedeutung“ erschienen ihm dagegen die zwei übrigen Gruppen von Schülern, bei denen „cross pressure“ herrscht.⁵ Entgegengesetztem Druck ausgesetzt sind zunächst die Kinder von geringem Herkunftsstatus und hoher Befähigung. Hier ging er davon aus, dass eine zu starke Betonung der Schulleistung bedeuten würde, „dass die Brücken abgebrochen werden, die sie mit ihren Familien und Statusgefährten verbinden“ (1959, 183 f.). Den Fall des Nachkommen aus einer Familie mit hohem sozioökonomischen Status und geringer Befähigung erörterte Parsons jedoch nicht. Ihm erschien diese Konstellation entgegengesetzter Einflüsse „nicht so wichtig“, denn diesen Schülern würde ja die Möglichkeit offenstehen, Schulen und Universitäten zu besuchen, wo die Anforderungen „geringer“ sind (1959, 165).

Will man dem Parsonsschen Kompensations- und Privilegienparadigma nicht folgen, ist es durchaus möglich, die Lösungsvariante für diesen Typus durch eine Kontrastierung mit der aufwärtsmobilen „cross-pressure“-Konstellation zu skizzieren: Für den von unten kommenden, aus bildungsfernem Milieu stammenden Aufsteiger mit guten Schulleistungen gilt, dass er zur Bewahrung eines inneren Gleichgewichts dazu tendiert, oft zu betonen, dass er ein „nicht so guter Schüler gewesen“ sei. Diese Selbstdarstellung hilft ihm, sich einerseits in der Fähigkeitsdimension nicht „hochmütig“ von seinen Eltern abzugrenzen, andererseits bietet ihm die Selbstdarstellung auch Schutz nach oben hin. Er weiss um seinen eklektizistischen, vom Zufall der Begeg-

5 Parsons entlehnte diesen Begriff der Wahlforschung der 1950er Jahre. Dort war man auf das Phänomen gestossen, dass solche Personen, die ihre Bindung an die eine oder andere Partei wechselten, und jene, die politisch indifferent waren oder gegenüber Wahlkampagnen eine emotional kühle Haltung zeigten, im Vergleich zu anderen Wählern gegensätzlichem Druck (cross-pressure) ausgesetzt waren. Zur Stimmabgabe in entgegengesetzte Richtungen oder Gleichgültigkeit waren sie deshalb prädisponiert, da sie gleichzeitig unterschiedlichen Bezugsgruppen oder Schichten angehörten. Was Parsons Sprachgebrauch hinsichtlich geringer Befähigung anbelangt, ist darauf hinzuweisen, dass er unter Fähigkeiten sowohl aufgabenbezogene Kompetenzen oder Fertigkeiten bzw. „kognitives“ Lernen versteht, wie auch angemessenes interpersonelles Verhalten (1959, 162).

nung mit Büchern entstandenen, im Gespräch mit anderen manchmal jäh Lücken offenbarenden Bildungshabitus. Sein Understatement beugt damit auch potentiell beschämenden Gesprächszwischenfällen vor. Neben dieser „tiefstapelnden“, auf die Bewahrung eines inneren Gleichgewichts gerichteten Selbstdarstellung ist zudem ein oft beobachtetes Phänomen bei Aufsteigern, dass in ihrer Karriere Bestrebungen nach beruflichem Erfolg von einem „Schritt zurück“ abgelöst werden, durch den weniger qualifizierte Tätigkeiten aufgesucht werden. Dabei kann sich ein ständiger Wechsel zwischen einem „Schritt vor“ und einem „Schritt zurück“ ergeben. Bekannt ist auch, dass manche aufwärtsmobilen Personen Berufe ergreifen, die es ihnen ermöglichen, mit der Vorstellung zu leben, dabei etwas für „Erfolglose“ tun zu können, oder dass sie, gemessen an ihren vorhandenen Qualifikationen, eher zu niedrige Berufspositionen anstreben (vgl. Streeck, 1981, 37 f.).

Ist die Aufstiegskonstellation durch das Verhaltensmuster der „Tiefstapellei“ bestimmt, so kann für den Schüler aus einem Elternhaus mit hohem sozioökonomischen Status, aber geringer Befähigung, das entgegengesetzte Muster des „Hochstapelns“ einen Lösungsversuch darstellen: Bei diesem Typus stellt bereits der Übertritt in eine weiterführende Schule der erste „Schritt zu weit nach vorne“ dar. Es ist dabei die mit der Zugehörigkeit zum akademischen Herkunftsmilieu verbundene „Selbstverständlichkeit“ einer entsprechenden Schulausbildung und künftigen akademischen Existenz, die den nicht durch die Fähigkeiten abgesicherten „Schritt vor“ entstehen lässt. Bedeutsam für die Entstehung der Verhaltenstendenz des „einen-Schritt-zuviel-machens“ ist der Umstand, dass für den Nachkommen einer Familie mit hohem-sozio-ökonomischen Status ein „Schritt zurück“ deshalb prekär ist, da dieser gleichzeitig die Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe fraglich werden lässt. Der scheiternde Aufsteiger verliert mit einem Schritt zurück nicht die Zugehörigkeit zu seinem Herkunftsmilieu, sondern kehrt zu diesem zurück, womit er wieder festen Boden unter den Füßen gewinnt.⁶

6 Sicher ist ein fehlgeschlagener Aufnahmeversuch in das Gymnasium oder die Hochschule für eine aufwärtsmobile Person zunächst schmerzlich. Eine lebensgeschichtlich chronifizierende Ausgestaltung dieser Enttäuschung ist aber bei einer solchen Ausgangskonstellation unwahrscheinlich, denn ein Arbeiter- oder Angestelltenkind weiss auch ohne vorheriges Studium bildungssoziologischer Abhandlungen, dass für ihn die Universität tendenziell „unerreichbar“ ist, und die „normale“, „wahrscheinliche“ und damit eben auch „vernünftige“ Option von seinesgleichen jene ist, wiederum Arbeiter oder Angestellter zu werden. Ganz anders sieht es aus, wenn eine Hypothek elterlicher Aufstieghoffnungen auf dem Gescheiterten lastet. Aber damit liegt der Typus des so oder so misslingenden Projekts delegierter Aufstiegsaspirationen vor. Die Lebensverlaufsstruktur folgt hier nicht dem Muster eines Vor-Zurück-Wechsels, sondern hat die Gestalt eines Fehlstarts: Auf einen anfänglichen Senkrechtstart, der unter dem starken Einfluss der elterlichen Erwartungshaltungen steht, folgt mit dem Eintritt ins Erwachsenenalter eine Stagnation des Karriereverlaufs (vgl. Schmeiser 1996, 156 ff.).

Für den aus einem Elternhaus mit hohem sozio-ökonomischen Status stammenden Nachkommen bedeutet also drohende schulische Selektion nicht einfach nur Bescheinigung mangelnder Fähigkeiten. Sich abzeichnende Leistungsselektion wird vielmehr gleichzeitig auch als drohender Verlust der Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe erlebt. Diese Verlustbilanz ist nun dafür verantwortlich, dass sich überhaupt eine fortwährende Verhaltenstendenz des „Hochstapelns“ entwickeln kann. Faktisch geht es diesem Typus darum, die Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe nicht zu verlieren. Was damit entsteht, ist ein möglichst lange hinausgezögerter Abstieg.

Dem stetigen Hinausschieben sind jedoch zwei Grenzen gesetzt: Der Hang zum nicht durch die Fähigkeiten abgesicherten „Schritt nach vorne“ entfaltet sich nicht ungehindert, da die universalistisch-leistungsorientierten Ausschlussregeln der Bildungs- und Berufswelt intervenierend eingreifen und entsprechende „Schritte zurück“ abnötigen. Nichtversetzung in die nächsthöhere Klasse, Schulausschluss und abgelehnte Bewerbungsschreiben sind die gängigsten Einspruchsmittel, die den Lebensverlauf dieses Typus zu einem Wechsel von nicht gedeckten „Schritten vor“ und institutionell erzwungenen „Schritten zurück“ werden lassen.

Eine noch gravierendere Einschränkung der ungebremsten Entfaltung des hochstapelnden Verhaltensmusters wird deutlich, wenn die immer breiter werdende Kluft zwischen realer Befähigung und steigendem Anspruchsniveau berücksichtigt wird, die sich im Lauf des möglichst lange hinausgezögerten Abstiegs entwickelt. Da primär die Angst vor dem Verlust der Zugehörigkeit zum Herkunftsmilieu handlungssteuernd ist, gewinnt der weitere Verbleib in der akademischen Statuspassage für diesen Typus immer mehr Züge eines erfolglosen „So-tun-als-ob-man-Akademiker-sei“. Ähnlich einem Schüler, bei dem gelegentliches Krankwerden wegen bevorstehender Klausuren schnell in die Dauerabwesenheit münden kann, da sich vor ihm ein nicht mehr bewältigbarer Berg nachzuholender Klausuren und des versäumten Regelpensums der Fehltag auf türmt, kumulieren bei unserem Typus schliesslich die Schwierigkeiten, auf der Leistungsebene den Anschluss zu halten. Die Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe wird schliesslich lediglich durch passiven Verbleib im Studium gesichert. Im Modus des So-tun-als-ob bleibt nur die illusorische Hoffnung übrig, dass es einen schon nicht erwischen wird. Parallel zum definitiv erfolgreichen Eintritt der Altersgleichen ins Berufsleben, wengleich leicht phasenverschoben zum Ausbruch kommend, ist schliesslich der lebenskritische Endpunkt des hochstapelnden Verhaltensmusters erreicht. Wenn der möglichst lange hinausgezögerte Abstieg an dieser kritischen Wende angelangt ist, folgt ein abrupter tiefer Fall, der diesen Typus endgültig aus seiner Herkunftsgruppe hinaus katapultiert. Zwar ermöglicht die Zuspitzung der Situation eine neue

Orientierung, da nun eine realitätsgerechte Einschätzung bestehender beruflicher Chancen mit einem Neubeginn auf tieferem Niveau möglich ist. Doch all dies erfolgt in einer Situation der strukturellen Isolation von den einst herkunftsaffinen Gleichaltrigenbeziehungen und mit wenig Aussicht auf das Knüpfen von tragfähigen Sozialbeziehungen zu jenen Personen, zu denen er nun abgestiegen ist.

Übereinstimmungen zwischen konstruiertem Verlaufstypus und dem Lebensverlauf des Falles liegen durchaus vor: L. begründet den Gymnasialübertritt mit dem Hinweis auf „*die ganze Familie, die klassische akademische Karriere*“ als naheliegend, doch schon nach der Sekunda wird der erste „Schritt zurück“ erzwungen, da er die Klasse wiederholen muss [2]. Es schliessen sich zwei weitere Interventionen von Bildungsinstitutionen und potentiellen Arbeitgebern an: Nämlich die Zwangsexmatrikulation nach einer fünfjährigen Zeit des erfolglosen Studiums der Betriebswirtschaft [5], sowie die etwa zwei Jahre nach der lebenskritischen Zuspitzung von L.'s Situation erfolgende Anfrage bei Fernsehanstalten. Hier wird er dahingehend beschieden, dass dafür eine „*Photographenlehre*“ eine hilfreiche Vorbedingung sei; die daraufhin abgeschickten achtzig Bewerbungen auf Lehrstellen bleiben jedoch erfolglos, da er für „*zu alt*“ befunden wird [7].

Zwei interessante Gesichtspunkte sollen erwähnt werden: Erstens die lange, zwei Jahre währende Phase zwischen der Erlangung der Matura und dem Studienbeginn. Die Einschreibefrist für ein Universitätsstudium wird zweimal verpasst, und L. weiss nicht, „*in welche Richtung das geht*“ [4]. Ein genuin auf ein künftiges Studium vorbereitendes Moratorium liegt nicht vor, da er zweimal als Hilfsmonteur arbeitet, anstatt sich durch Praktika seiner künftigen Neigungen zu vergewissern. Selbst die Reise nach Amerika, die auf den ersten Blick als studienvorbereitende Lebensphase erscheinen könnte, wird von L. nicht als ein auf die Beherrschung einer Fremdsprache zielender Auslandsaufenthalt ausgewiesen, wobei zudem auffällig ist, dass Robert L. sich in den USA in der für einen Mann unüblichen Position eines Aupair in einem quasifamiliären Kontext aufhält [4].

Um diese von Entscheidungsvermeidung gekennzeichnete Lebensphase zu verstehen, ist es hilfreich, sich die erhebliche Entscheidungsproblematik zu vergegenwärtigen, die für Robert L. nach dem Besuch des Wirtschaftsgymnasiums entstanden war [2]. Da er sich beim Übertritt von der ersten in die zweite Sekundarstufe nicht für das sozial homogene und exklusive humanistische Gymnasium entschieden und auch nicht den mit der fachlich-beruflichen Orientierung des Vaters konvergierenden naturwissenschaftlichen Schultypus gewählt hatte, lag bereits eine tendenziell randständige Notlösung hinsichtlich einer möglichen Statusreproduktion vor, zumal sich auf dem Wirtschafts-

gymnasium eher sozial heterogene Schülergruppen mit noch unbestimmten berufsbiographischen Ambitionen finden. Robert L. meisterte aber selbst diese randständige „Notmatura“ nur mit „65 Punkten“ [2]. Damit hatte er ein schlechtes Endresultat erzielt, da 60 Punkte benötigt werden, um gerade noch durchzukommen. Zudem ist zu berücksichtigen, dass in das Abschlusszeugnis die Noten von lediglich dreizehn Fächern eingehen, L. aber „acht oder neun ungenügend“ [2] hatte. Seine Leistungen waren in nur vier Fächern besser. Da in neun von dreizehn Fächern die Leistungen gering waren, lag überhaupt kein ausgeprägtes Neigungsprofil vor. Nur ein solches Neigungs- und Leistungsprofil hätte eine Grundlage für die Herauskristallisierung von beruflichen Affinitäten und Ambitionen abgeben können, was sich bei den meisten Schülern in den letzten Schuljahren wie von selbst ergibt. Wird diese Sachlage berücksichtigt, so beruht sein langes Zögern auf drei Problemen: Angesichts der geringen Punktzahl erweist sich die Option für ein leistungsintensives, einen hohen Grad der Selbstdisziplin voraussetzendes Studium als wenig realitätsgerecht, was L. beim zweimaligen Verpassen der Immatrikulationsfrist halbbewusst verfügbar gewesen sein muss. Auch eine Bewerbung um eine berufliche Ausbildung, die kein Hochschulstudium voraussetzt, hätte wenig Aussicht auf Erfolg gehabt, zumal L. mit diesem Abgangszeugnis nur auf sehr wenige fachliche Stärken hätte hinweisen können. Und schliesslich hätte ein realistisches Abwägen von Befähigung und Chancen hinsichtlich des Herkunftsstatus und mit Seitenblick auf die vier erfolgreichen Brüder einen grossen „Schritt zurück“ bedeutet. Zwar hat L. mit der zweimaligen Arbeit als Hilfsmonteur faktisch eine solche Position innegehabt, es ist aber nicht zu übersehen, dass eine innere Mentalreservation ihn davon abhielt, darin etwas anderes zu sehen als einen temporären Unterhalt für einen angehenden Studierenden.

Zweitens fällt auf, dass die endgültige lebenskritische Zuspitzung der Situation nicht unmittelbar auf die Zwangsexmatrikulation folgt [6–7]: Erst nach eineinhalb Jahren des über Hilfsjobs bestrittenen Verbleibs am ehemaligen Studienort kollabiert die Fähigkeit zur Aufrechterhaltung einer alltäglichen Lebensführung, was dann zu einem dreimonatigen Aufenthalt in der Psychiatrie führt, wobei bis zur definitiven Neuorientierung mit der Inangriffnahme einer KV-Ausbildung noch einmal eineinhalb Jahre vergehen. Obwohl der Abstieg objektiv schon lange vollzogen war, benötigte L. drei Jahre, um sich diesen subjektiv anzueignen und alle damit verbundenen Konsequenzen zu ziehen. Dieses stockende, schmerzliche Gewahrwerden lässt schlaglichtartig erkennen, in welchem Ausmass L. in der Zeit des So-tun-als-ob-er-ein-Student-wäre mit dem Vermeiden von Sozialbeziehungen in die Isolation geraten ist und sich zu einer gegenüber Realitäts- und Weltbezügen unzugänglichen Person entwickelt hat. Diese Unzugänglichkeit zeigt sich sowohl in der Episode mit dem frühzeitigen Abbruch der „schlicht nichts (bringenden), nur Geld

(kosten)“ Therapie [6], wie in der Selbstcharakterisierung, dass er „*nicht der Typ (sei), der alle paar Wochen das Gefühl hat, ich muss jemanden hören oder sehen*“ [8]. Sich in den fünf Jahren seines Scheinstudiums immer mehr ausserhalb der Mitwelt begebend und die Zeit wie eine in Bernstein eingeschlossene Fliege verbringend, konnte sich das Gewährwerden der Realität nach der Exmatrikulation nur wie in Zeitlupe und entsprechend dosiert gestalten: Acht Jahre nach Abschluss des Abiturs hat L. keinerlei wie auch immer geartete Zertifikate oder Qualifikationen aufzuweisen, die meisten Türen einer herkunftsaffinen Existenzfristung auf dem Schweizer Arbeitsmarkt sind ihm verschlossen, ein nicht unerheblicher Zeitraum des bisherigen Lebens gerinnt zur Hülsenexistenz.

b) *Erziehung und Familienkonstellation: Gleichgültigkeit und Vereinzelung*

Um nicht der Gefahr einer vorschnellen Psychologisierung ausgesetzt zu sein, wie dies für gängige Alltagstheorien über Abstieg kennzeichnend ist, wurde bei der Typenbildung auf psychologische Vorannahmen hinsichtlich des Charakters des Typus ebenso verzichtet wie auf Sonderannahmen bezüglich der familiären Verhältnisse. Die „hochstapelnde“ Verhaltenstendenz wurde stattdessen als eine Antwort auf eine „cross pressure“-Situation konstruiert. Damit ist eine sozial induzierte Spannungssituation für den Verlaufstypus konstitutiv. Der Nachteil dieser soziologischen Typenkonstruktion ist, dass die Genese der geringen Befähigung ausgespart und die Rolle der Herkunftsfamilie ausgeblendet bleibt. Ich werde im folgenden die Familienverhältnisse des Falles kurz erörtern.

Über jemanden, der von Schule und Arbeitsmarkt ständig zu einem „Schritt zurück“ genötigt wird, liesse sich sagen, dass er nicht fähig ist, seine Ambitionen realitätsgerecht den objektiven Chancen anzupassen. Um diese Fähigkeit zu haben, müsste L. in einer Familie herangewachsen sein, die beim Auftreten von Leistungsschwächen gesteigerten Wert darauf legt, konkrete Hilfestellungen zu ihrer Überwindung anzubieten, und die im Falle nicht überwindbarer Schwierigkeiten die Konsequenzen gezogen hätte. Da keine Interaktionsprotokolle des Erziehungsgeschehens verfügbar sind, sind wir auf die Schilderungen L.'s angewiesen. Sofern wir uns an die subjektiv erlebte Erziehungsrealität halten, folgen wir dem Thomas-Theorem: „If men define situations as real, they are real in their consequences“ (Thomas/Thomas, 1928, 572). Besteht ein „Passungsverhältnis“ zwischen der von Robert L. erlebten Erziehung und seiner hochstaplerischen Verhaltenstendenz, die reale Befähigung bei der Inangriffnahme künftiger Schritte nicht in Rechnung zu stellen? Eindeutig ist die Situation bei der Mutter, da sie von ihrem Sohn als die Person geschildert

wird, die „*grundsätzlich alles gut*“ [3] findet. Sie ist die nachgiebig-gewährende Person, wobei die damit verbundene „Alles-nicht-so-schlimm-Haltung“ eine hochstaplerische Tendenz begünstigen kann, weil Leistung und Nicht-Leistung sozusagen den selben Wert haben. Das väterliche Erziehungskonzept scheint vordergründig nicht in einem Passungsverhältnis zu einer hochstaplerischen Verhaltenstendenz zu stehen, da Robert L.'s Vater hinsichtlich des Leistungsverhaltens seines Sohnes zu vernichtenden Urteilen gelangte und mehrmals erklärte, dass das „*nichts*“ sei [3]. Entscheidend ist jedoch, dass die rigiden Vorhaltungen folgenlos blieben, da nach den jeweils überstandenen „*Katastrophen*“ des Einforderns der väterlichen Zeugnisunterschriften alles „*gegessen gewesen*“ sei. Irgendwann habe man „*aufgehört zu reden, weil [der Vater] zu müde gewesen ist vielleicht, oder ich bin froh gewesen, wenn ich heimgekommen bin und nicht mehr reden musste*“ [3]. Da der Vater die schlechten Schulleistungen von Robert naturalistisch zur „*Charakterschwäche*“ [3] erklärte, war für seine Erziehungspraxis konstitutiv, den real bestehenden Schulschwierigkeiten des Sohnes nicht mit konkreten Hilfestellungen zu begegnen. Zudem wurde damit die nur allzu verständliche Neigung von Robert L. gefördert, seine Probleme zu verschweigen.

Der Permissivität der Mutter und den folgenlosen Vorhaltungen des Vaters ist demnach gemeinsam, dass den mit der Leistungserbringung verbundenen Schwierigkeiten gleichgültig gegenüber getreten wurde. Die Erziehungshaltungen stehen in einem Verhältnis der Wahlverwandtschaft zu L.'s Tendenz, die reale Befähigung bei seinen Schritten in die akademische Welt hinein nicht realitätsadäquat in Rechnung zu stellen.

Da keine Interviews mit den Eltern selbst geführt wurden, macht es im folgenden wenig Sinn, die elterlichen Erziehungshaltungen als Ausdruck von deren Charakter zu interpretieren und diese Charaktereigentümlichkeiten wiederum mit den besonderen Lebensgeschichten der Eltern in Verbindung zu bringen. Würde dies versucht, müsste man den gesamten sozialisatorischen Haushalt der Familie zur klimatisch unterkühlten Zone der Gleichgültigkeit erklären. Doch alle vier Brüder Robert L.'s waren aber durchaus in der Lage, einen akademischen Status zu erlangen, auch wenn auffallenderweise keiner der Söhne eine über den Vater hinausreichende Position erreichte [vgl. 1]. Eine Lösung dieses Erklärungsproblems kommt in den Blick, wenn mit der Annahme gearbeitet wird, dass Erziehungshaltungen mit der Stellung des Betroffenen in der Familienkonstellation variieren können. Für den Fall L. ist dabei die marginale Position im Familiengefüge zu berücksichtigen. Von einer randständigen Position L.'s in der Familie lässt sich sprechen, da die Altersabstände zwischen ihm und den Eltern sehr gross sind. So war der Vater bei der Geburt von L. „*schon 48 oder 47*“, die Mutter zehn Jahre jünger [1]. Beträgt

der Altersabstand aber „37 oder mehr Jahre, dann entwickelt sich der Kontakt mit dem Kind oft weniger kameradschaftlich und intim. Solche Eltern tendieren dazu, entweder autoritärer und abweisender zu sein als Eltern mit durchschnittlichen Altersabständen zu ihren Kindern, oder aber überfürsorglicher und nachgiebiger“ (Toman, 1987, 42). Da wir schon gezeigt haben, dass sich die Eltern die objektiv möglichen Parts von Abweisung und Nachgiebigkeit aufgeteilt haben, sollten wir davon ausgehen, dass die elterliche Gleichgültigkeit ein Resultat bestehender Altersdifferenzen war.

Zudem steht fest, dass L. auch mit Blick auf seine Brüder vereinzelt herangewachsen ist. Die Kinderkonfiguration der Familie L. weist die Besonderheit auf, dass die ersten vier Brüder in rascher Folge auf die Welt gekommen sind – nämlich 1958, 1959, 1961 und 1962 –, während Robert erst 1968 geboren wurde [1]. Die Altersdifferenz zwischen ihm und seinen Brüdern beträgt zwischen sechs bis zehn Jahre. Nun binden geringe Altersabstände zwischen den Geschwistern stärker als grosse Differenzen. Beträgt der Altersabstand unter Geschwistern „sechs oder mehr Jahre“, dann werden „keine vollen Geschwister“ mehr aus den Kindern (Toman, 1987, 39). – Werden nun alle diese Besonderheiten der Familienkonstellation berücksichtigt, liegt der Schluss nahe, dass aufgrund des grossen Altersabstandes zwischen Robert L. und seinen Eltern, die Erziehungshaltungen eine von Gleichgültigkeit bestimmte Grundtönung aufwiesen, und dass diese Gleichgültigkeit in Verbindung mit der altersbedingten Vereinzelung von L. innerhalb des Beziehungsgefüges der Familie Tendenzen zur Realitätsausblendung unterstützt hat.

c) *Konsequenzen des Abstiegs: Selbstisolation und ephemere Intimität*

Abschliessend ist zu verdeutlichen, welche Konsequenzen ein Abstieg zeitigen kann: In dem Masse, wie der Verbleib in der akademischen Statuspassage Züge eines hilflosen „So-tun-als-ob“ annimmt, wird dem Herkunftsmilieu ausgewichen. Der Kontakt mit Eltern und Gleichaltrigen eines herkunftsaffinen Status wird gemieden, und dort, wo er stattfindet, nimmt er strategisch-instrumentelle, täuschende Züge an. Obwohl zu Beginn die Angst, die Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe zu verlieren, die hochstapelnde Verhaltenstendenz überhaupt erst in Gang gesetzt hat, verkehrt sich das Festhalten an diesem Verhaltensmuster nun in das Gegenteil: Isolation. Parallel zu der manifest dem Selbstschutz dienenden Absonderung verändert sich nun auch der Charakter der Beziehungen. Wo früher möglicherweise noch genuine Bindungen und tragfähige Sozialbeziehungen vorlagen, entstehen nun von Täuschungsmanövern getragene Beziehungsmuster, wobei die übrigen Aussenbeziehungen immer mehr zum ephemeren Kontakt geraten.

Der ausformulierte Typus kommt auch hier dem Fall nahe: Während seiner Schulzeit mag der im Gymnasium zum „*vertuschen*“ und „*verdecken*“ [2] neigende L. lediglich „*froh gewesen*“ sein, gegenüber den Eltern nicht über seine schlechten Zensuren reden zu müssen [3]. Mit dem Eintritt in die Universität und der sich dort bald verschlechternden Lage entsteht bei der allwöchentlichen Heimkehr für ihn jedoch schnell die Situation, „*irgendwas erzählen*“ zu müssen [5]. Die Beziehung zu den Eltern ist also schliesslich vom Verschweigen und von Täuschungsmanövern bestimmt. Was nun die Entwicklung der übrigen Sozialbeziehungen anbelangt, so sticht die zunehmende Selbstisolation ins Auge. Schon bei der Wahl des Universitätsortes ist Robert L. den Gleichaltrigenbeziehungen aus dem Weg gegangen, da er nicht dort hin geht, wo es ihm „*zu viele*“ Kollegen hat [5]. Zudem gelingt ihm in der Folge auch nicht das Anknüpfen von dauerhaften Beziehungen zu Kommilitonen seines Studienjahrgangs, da er damit „*wahnsinnig Mühe*“ hat [5]. Nicht zuletzt sind während des Scheinstudiums und der Zeit danach keine anderweitigen Formen basaler Beziehungen gewachsen, denn Freundinnen hat er nur „*kurz*“ gehabt [8]. Einzig gegenüber „*fremden Leuten*“ [5] scheint es ihm möglich gewesen zu sein, statt zu flunkern offen über seine Probleme zu sprechen.⁷

Welche Prognose könnte dem jetzt 32 Jahre alten Robert L. gestellt werden? Seine momentane Situation gestaltet sich so, dass er während der KV-Ausbildung nebenher in einer Bar mitarbeitet, was er „*sehr, sehr gerne macht*.“ Es ist auch sein „*Traum*“, einmal in einem „*Gastrobetrieb*“ mitzuarbeiten [8]. Sollte dieser Wunsch für L. in Erfüllung gehen, mag der eine oder andere Betrachter die Redewendung bestätigt finden: „*Wer nichts wird, wird Wirt.*“ Zentral an dieser Berufsvorstellung scheint mir jedoch, dass L. damit versucht, in einer Art unbewussten Bilanzierung des lange hinausgezögerten und schliesslich abrupt erfolgten Abstiegs eine Nische der sozialen Integration zu finden, die gleichzeitig der Tatsache Rechnung trägt, dass er während der Zeit seines Scheinstudiums und danach zu einer vereinzelter Person geworden ist, da es ihm nicht möglich war, in aktive und dauerhafte Beziehungen zu Gleichaltrigen seines Herkunftsmilieus oder Personen anderer Sozialgruppen zu tre-

7 Von „hochstaplerischer“ Verhaltenstendenz kann beim Typus bereits während der Schulzeit und vor allem in der Studienphase gesprochen werden. In der Phase der lebenskritischen Zuspitzung der Verlaufsform liegt qua Vermeidung von Sozialbeziehungen de facto kein auf ein Publikum angewiesenes Hochstapeln mehr vor. Die durch eine soziale „cross pressure“-Situation hervorgerufene Diskrepanz zwischen Sein und Schein und das dazugehörige Täuschen sollte nicht mit dem Hochstapler-Typus der Romanliteratur identifiziert werden. Die literarische Figur des Hochstaplers ist eher psychologisch gefasst. Sie kennzeichnet eine zur „Verfolgung eines betrügerischen Zwecks eingeübte Vortäuschung eines Anderseins“, eine entsprechend habituelle „Mannigfaltigkeit“ und rasche Anpassungsfähigkeit im „Maskenwechsel“, bis hin zum „Spass an der Verwandlung“ (Frenzel 1992, 371). Für den hier konstruierten Typus ist weder eine angeborene Neigung zur Maske, noch ein Spass daran oder ein sich-Wohlfühlen-in-der-Situation grundlegend.

ten. Dieses fehlende Moment des aktiven Knüpfens von Beziehungen kompensiert nun das Tätigkeitsfeld der Gastronomie, insofern der Gast zur vorgerückten Stunde von seinen Problemen und Sorgen erzählt, während der Barkeeper, Kellner oder Wirt an dieser Form sozialer Intimität teilhat, ohne dass die Initiative von ihm ausgeht. Einsam bleiben, doch dabei nicht allein sein, könnte L. gerade in der für diesen Beruf typischen Situation der namenlosen, ephemeren Intimität. So gesehen käme die parasitäre Form der Soziabilität, die dieses Berufsfeld bietet, der eingeschränkten Soziabilität entgegen, die sich bei ihm infolge des jahrelangen Vertuschens verfestigt hat. Vielleicht bietet dieses Berufsfeld Robert L. als einer vereinsamten Person eine Integration in einem Milieu der Namenlosen.

5. Schluss

Die Diskussion der Verlaufsform des möglichst lange hinausgezögerten, abrupt erfolgenden Abstiegs ist damit am Ende angelangt: Die Verlaufsform besteht zunächst aus einem ständigen Wechsel von ungedeckten „Schritten-zu-weit-nach-vorne“ und institutionell erzwungenen „Schritten zurück“. In Gang gesetzt wird diese Schrittabfolge durch eine „hochstaplerische Verhaltens-tendenz“. Nachdem der Typus mit dem Eintritt in die Schule dem entgegengesetzten Einfluss von hohem Herkunftsstatus und geringer Befähigung ausgesetzt ist, wird die Angst vor dem Verlust der Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe bestimmend für den immer wieder unternommenen, nicht durch die Fähigkeiten gedeckten „Schritt-nach-vorne“. Nach einer längeren Phase des „So-tun-als-ob-man-Akademiker-wäre“ und des Vortäuschens der Zugehörigkeit bahnt sich schliesslich nach einer lebenskritischen Zuspitzung der Lage das abrupte, endgültige Verlassen des Herkunftsmilieus mit den Konsequenzen der Selbstisolation und der Fähigkeit zu nur ephemerer Soziabilität an.

Insofern Schulschwierigkeiten und Studienprobleme den Lebensweg des Falles bestimmen, steht die Fallanalyse vor einem Zurechnungsproblem besonderer Art. Sollen die Schwierigkeiten dem Fehlverhalten der Agenten der Ausbildungsinstitutionen, der Familie, oder schliesslich dem Absteigenden selbst zugeschrieben werden? Letztere Option, die Probleme Robert L. persönlich zuzurechnen, würde die Gefahr beinhalten, den in der Soziologie klar definierbaren und wertfrei gemeinten Begriff des Abstiegs wie im Alltag eindeutig wertend zu gebrauchen. Es ist in diesem Kontext aufschlussreich, wie schnell solche wertenden und persönlich zurechnenden Wahrnehmungskategorien Diskussionen über intergenerationellen Abstieg bestimmen. Dabei denke ich in diesem Zusammenhang vor allem an das in Lehrveranstaltungen zur sozialen

Mobilität hin und wieder auftauchende Unbehagen von Studierenden, ob es nicht ein moralisch zweifelhaftes Unterfangen sei, Abstiegsprozesse zu untersuchen. Ein solches Misstrauen macht aber nur Sinn auf dem Hintergrund der latenten Unterstellung, dass es bei der Untersuchung von Abstiegsformen darum ginge, die interviewten Personen unter Wahrnehmungskategorien wie „mangelnder Intelligenz“, „individueller Charakterschwäche“ oder gar der „Faulheit“ zu betrachten. Nun kann es aber bei einer soziologischen Untersuchung von Abstiegen gerade nicht darum gehen, Scheitern und Misserfolg persönlichen Merkmalen zuzurechnen. Genau so, wie sich Robert K. Merton 1938 in seinem Aufsatz „Sozialstruktur und Anomie“ weigerte, die von den Zeitgenossen beklagte Unterschichtendelinquenz den Fehlern von Individuen zuzuschreiben, ist auch bei der Untersuchung von Abstiegsprozessen zu verfahren. Merton wies stattdessen darauf hin, dass unterschiedliche Chancenstrukturen bei Personen in verschiedenen Klassenverhältnissen zu systematischen Abweichungen von den normativen Erwartungen führen (vgl. dazu Coser, 1975, 252, 255). Eine Analyse von absteigenden Lebensverläufen lässt sich nicht vornehmen, wenn sie im Modus einer psychologisierend-moralisierenden Zurechnung erfolgt.

In der Typenkonstruktion wurde stattdessen der Vorschlag gemacht, die hochstaplerische Verhaltenstendenz als sozial induziert zu verstehen und als eine Möglichkeit des Umgangs mit einer cross-pressure-Situation zu begreifen. Selbst dort, wo die Rolle der Herkunftsfamilie thematisiert wurde, legte ich Wert darauf, nicht die Charaktereigenschaften der Eltern in Anschlag zu bringen, um das Verhalten von L. zu erklären. Stattdessen wurde auf die – begünstigt durch den erheblichen Altersabstand – wenig ausgeprägte Eltern-Sohn-Beziehung verwiesen, die die familiäre Gleichgültigkeit und damit eine hochstaplerische Verhaltenstendenz nahelegen.

Verfährt man so, dann sind weder Lehrer noch Eltern als „Schuldige“ der „Misere“ anzusehen. Auch der Fall selbst muss nicht mit Kategorien wie „mangelnde Intelligenz“ oder „Faulheit“ etikettiert werden, um seinen Lebensweg zu verstehen. Selbst die in der Typenkonstruktion zunächst offengelassene Genese der „geringen Befähigung“ ist dann letztlich mit dem gemeinen Unglück des Heranwachsens in einer durch Gleichgültigkeit bestimmten Familienkonstellation zu entschlüsseln. Dazu wurde mit Blick auf die Eltern bereits das Notwendige gesagt. Die einzig intakte Struktur der sozialisatorischen Interaktion in der Familie ist der Block der rasch aufeinanderfolgenden vier Brüder, die aufgrund der geringen Altersabstände genuine Geschwister und in eine vitale Leistungskonkurrenz eingebunden sind [1]. Insofern L. kein Geschwister seiner Brüder ist, steht er qua Vereinzelung ausserhalb dieser stimulierenden Leistungskonkurrenz. In der Entwicklung einer genuin soziologischen Sichtweise scheint die Herausforderung und der mögliche Gewinn einer Analyse

von Verlaufsformen des intergenerationellen Abstiegs zu liegen. Auch die noch in Angriff zu nehmende Analyse der Verläufe der sogenannten „Aussteiger“ ist dabei mit der Problematik einer moralisierenden Zurechnung konfrontiert, wenngleich dies mit umgekehrten Vorzeichen der Fall ist. Hier drehen die Betroffenen des Geschehens den Spiess einfach um und machen „Familie“, „Schule“ und andere „Verhältnisse“ zu den Leitkategorien ihrer Lebensdeutung.

LITERATURVERZEICHNIS

- Berger, Peter A. (1996), *Individualisierung. Statusunsicherheit und Erfahrungsvielfalt*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Biblarz, Thimothy J. und Adrian E. Raftery (1993), The Effects of Family Disruption on Social Mobility, *American Sociological Review*, 58, 97–109.
- Bornschiefer, Volker (1991), Zum Problem der sozialen Ungleichheit. Mit einem forschungsgeschichtlichen Abriss, in: Ders. (Hg.), *Das Ende der sozialen Schichtung?* Zürich: Seismo, 9–33.
- Bourdieu, Pierre und Jean-Claude Passeron ([1964] 1971), Bildungsprivileg und Bildungschancen, in: Dies., *Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs*, Stuttgart: Ernst Klett, 19–91.
- Bourdieu, Pierre; Luc Boltanski und Monique de Saint Martin ([1973] 1981), Kapital und Bildungskapital. Reproduktionsstrategien im sozialen Wandel, in: Bourdieu, Pierre et al., *Titel und Stelle: Über die Reproduktion sozialer Macht*, Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt, 23–87.
- Bourdieu, Pierre ([1979] 1987), *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre [1983] (1992): Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital, in: Ders., *Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur 1*, Hamburg: VSA, 49–79.
- Coser, Lewis A. (1975), Merton und die europäische Tradition in der Soziologie, in: Lepenies, Wolf (Hg.), *Geschichte der Soziologie. Band 4*, Frankfurt am Main 1981: Suhrkamp, 237–261.
- Ehrenreich, Barbara ([1989] 1994), *Angst vor dem Absturz: Das Dilemma der Mittelklasse*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Frenzel, Elisabeth (1992), Hochstapler. in: Dies., *Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte*, Stuttgart: Kröner, 370–381.
- Ganzeboom, Harry B. G.; Donald J. Treiman and Wout C. Ultee (1991), Comparative Intergenerational Stratification Research: Three Generations and Beyond, *Annual Review of Sociology*, 17, 277–302.
- Girod, Roger et al. (1977), *Inégalité – Inégalités. Analyse de la mobilité sociale*, Paris: Presses Universitaires de France.
- Hradil, Stefan (1999), *Soziale Ungleichheit in Deutschland*, Opladen: Leske+Budrich (7. Aufl.).
- Karl Jaspers ([1913] 1965): *Allgemeine Psychopathologie*, Berlin/Heidelberg/New York: Springer Verlag (8., unveränderte Aufl.).
- Joye, Dominique; Martin Schuler und Urs Meier (1996), *Eidgenössische Volkszählung 1990: Sozialstruktur der Schweiz. Sozio-professionelle Kategorien*, Bern: Bundesamt für Statistik (2. Aufl.).

- Levy, René; Dominique Joye, Olivier Guye und Vincent Kaufmann (1997a), *Tous égaux? De la stratification aux représentations*, Zürich: Seismo.
- Levy, René; Dominique Joye und Vincent Kaufmann (1997b), Changement structurel et mobilité sociale en Suisse, *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 23, 463–490.
- Mayer, Karl Ulrich (1977), Soziale Ungleichheit und Mobilität. Ansätze zu einem System sozialer Indikatoren, in: Zapf, Wolfgang (Hg.), *Lebensbedingungen in der Bundesrepublik: Sozialer Wandel und Wohlfahrtsentwicklung*, Frankfurt am Main: Campus, 149–208.
- Parsons, Talcott ([1959] 1977), Die Schulklasse als soziales System: Einige ihrer Funktionen in der amerikanischen Gesellschaft, in: Ders., *Sozialstruktur und Persönlichkeit*, Frankfurt am Main: Fachbuchhandlung für Psychologie, 161–193.
- Schmeiser, Martin (1996), Deutsche Professoren mit bildungsferner Herkunft, *Jahrbuch für Historische Bildungsforschung*, 3, 135–183.
- Schultheis, Franz (1993), Genealogie und Moral: Familie und Staat als Faktoren der Generationenbeziehungen, in: Lüscher, Kurt und Franz Schultheis (Hg.), *Generationenbeziehungen in „postmodernen“ Gesellschaften*, Konstanz: Universitäts-Verlag, 415–433.
- Singly, François de (1994), *Die Familie der Moderne: Eine soziologische Einführung*, Konstanz: Universitäts-Verlag.
- Strauss, Anselm L. (1971), *The Contexts of Social Mobility. Ideology and Theory*, Chicago: Aldine Publishing Company.
- Streeck, Ulrich (1981), Zwischen Drinnen und Draussen: Zur doppelten Orientierung sozialer Aufsteiger, *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse*, 27, 25–44.
- Thomas, William I. und Dorothy S. Thomas ([1928] 1970), *The Child in America. Behavior Problems and Programs*, New York: Johnson Reprint Corporation.
- Toman, Walter (1987), *Familienkonstellationen. Ihr Einfluss auf den Menschen*, München: Beck (4. Aufl.).
- Weber, Max ([1904] 1988), Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: Ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hrg. von J. Winckelmann*, Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) (7. Aufl.), 146–214.
- Weber, Max ([1922] 1976), *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Besorgt von J. Winckelmann*, Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) (5. Aufl.).
- Wilensky, Harold L. und Hugh Edwards (1959), The Skidder: Ideological Adjustments of Downward Mobile Workers, *American Sociological Review*, 24, 215–231.

Anschrift des Autors:

Martin Schmeiser
 Universität Bern
 Institut für Soziologie
 Unitobler / Lerchenweg 36
 CH-3012 Bern
 E-mail: martin.schmeiser@soz.unibe.ch